

Ihr tut mir Leid / 20 Jahre Rechtschreibreform Mit ihrer Nummer 15 des Vorjahres, erschienen im August 2015, schwenkte auch die oft erfreulich kritische, roteingeschlagene Zwei-wochenschrift *Ossietsyky* ein. Sie schreibt jetzt ebenfalls »reformiert«. Sie wolle damit vor allem der Verwirrung aller schulpflichtigen und jüngeren LeserInnen vorbeugen, hieß es kurz und befremdlich zur Begründung. *Die Zeit* hätte dazu wahrscheinlich höflich angemerkt: endlich hat auch dieses Blättchen, nach uns Großen und der *Jungen Welt*, »klein beigegeben«. So steht es in einem Interview mit Ex-Kultusminister Zehetmair, auf das ich noch zurückkommen werde.

Dafür fand am 1. August 2015, somit zufällig zur selben Zeit, ausgerechnet die *FAZ* zu ungewohnten antiautoritären Tönen.* In Gestalt ihrer Berliner Korrespondentin Heike Schmoll zog sie die niederschmetternde Bilanz eines »obrigkeitlichen Gewaltaktes der Kultusbürokratie«. Gemeint war eben die jüngste, ab 1996 eingeführte, »mehrere Milliarden teure« deutsche Rechtschreibreform, die sich dann durch beflissene wiederholte »Nachbesserungen«, so das widerliche Modewort, noch verheerender auswirkte, als sie schon vom Kern her war. Für gewisse Verlage und HerausgeberInnen von Wörter- und Schulbüchern, ja selbst von sogenannten Klassikern, stellte sie allerdings ein Segen dar. *Duden* und *Wahrig* etwa, kraft ihres quasi-amtlichen Monopols schon immer eine Kuh, die nie versiegenden Honig gab, bekamen nun auch noch goldene Hufe.

Für Schmoll hat die Reform zugleich für Chaos und Uniformierung gesorgt. Die neuen Schreibungen hätten zahlreiche Möglichkeiten feiner Unterscheidungen »sprachlich und gedanklich geplant«. Ähnlich äußerte sich kurz zuvor, am 30. Juli, Steffen Könauf in der *Mitteldeutschen Zeitung*. Aus seiner Sicht hat die Reform nicht weniger als die Auflösung der sprachlichen Verbindlichkeit bewirkt. »Das Ergebnis ist jeden Tag auf Whatsapp, Facebook, Twitter und den Diskussionsforen der Nachrichtenportale zu besichtigen. Regellosigkeit ist die Regel. Nach dem Komma und all den anderen Satzzeichen stirbt die Grammatik, sterben Satzbau und der Anspruch, Gedanken geradeaus zu formulieren.« Damit das Chaos perfekt wird, bieten *Duden* wie *Wahrig* in vielen Fällen Wahlmöglichkeiten an, setzen jedoch die Prioritäten unterschiedlich, sodaß sich die Konkurrenz jener beiden GralshüterInnen auch in den »Hausorthographien« zahlreicher renommierter Blätter oder Anstalten fortsetzen kann – *FAZ* eingeschlossen, wie ich einer Ankündigung vom 2. Dezember 2006 entnehme.

Das Reformergebnis »Orientierungslosigkeit« könnte so manchem Hirten, der gern Schafe regiert, durchaus gefallen – und womöglich fällt es auch kaum mehr auf, weil ja den Schafen das Denken zunehmend von Computern und Robotern abgenommen wird. Die werden immer »autonom«. Bald werden sie die Texte nicht nur automatisch richtig, sondern automatisch selber schreiben. Das entlastet die Schafe. Nun finden diese die Muße, ihre sogenannte Übergewichtigkeit zu bekämpfen, indem sie wie die Affen in den Bäumen turnen. Man erwäge einmal, was uns seit zwei Jahrzehnten schon alles unter dem beflügelnden »fortschrittlichen« Deckmantel der Reform übergeben worden ist: lauter Rückschritte. Die Reform der Streitkräfte machte Deutschland, Frauen eingeschlossen, wieder kriegslüsternd; die (Riester-)Reform der Rente machte die RentnerInnen ärmer und die Versicherungskonzerne fatter; die Reform des Arbeitsmarktes – ich erspare mir das. Ich fürchte schon seit längerem, in kapitalistisch verfaßten Demokratien könnten sämtliche staatlich geleiteten »Reformen« eigentlich nur zwei Ergebnisse haben: mehr Unterdrückung oder mehr Chaos. Wobei wahrscheinlich das zweite Ergebnis in vielen Fällen wiederum der Herbeiführung des ersten Ergebnisses dient.

Etliche BeobachterInnen, die wie Schmoll und Könau den inzwischen herrschenden »Wirrwar« beklagen, erinnern an die einstigen Beteuerungen der ReformInnen, ihnen liege vor allem die Vereinfachung der Rechtschreibung am Herzen. Ja eben – ihre Verflachung ... Tatsächlich sei aber das Gegenteil eingetreten. So hat sich durch Mißbildungen wie »Missstand« oder »Schiffahrt«, zottelhaarige Mammuts wie »Aftershavelotion«, Wendungen wie »einer steht Denkmal artig vor dem Bundeskanzleramt« (also nicht etwa ungehorsam), Einsparung von Kommas, Angebot des Wählens zwischen Varianten und ganz allgemein die verstärkte Beliebigkeit in der Rechtschreibung die Lesbarkeit der Texte nicht erhöht, sondern verringert. Darin aber liegt eigentlich der Sinn einer allgemeinverbindlichen Rechtschreibung: sie will nicht etwa recht behalten, wie man bei ihrem irreführenden Namen denken könnte; sie will uns vielmehr entlasten. Indem sie Verkehr und Verständnis sowohl vereinfacht wie erleichtert, ermöglicht sie uns a) die Konzentration auf den Geist des Textes, b) die Befassung mit anderen Aufgaben. Der Mensch hat ja weißgott Wichtigeres zu tun, als mühsam durch die jeweilige Variante der Rechtschreibung zu stolpern und sich dabei endlos Beulen und Kränkungen einzufangen. Oder als in den Bäumen zu turnen ...

Aber die ReformInnen beteuerten auch, ihnen liege das Wohl unserer SchülerInnen am Herzen. Die Fehlerquote in den Diktaten und Aufsätzen sei viel zu hoch. Und nun – haben sie es geschafft? Ja, nach Auskunft verschiedener Studien, die Dankwart Guratzsch am 7. November 2013 in der *Welt* anführt, ist es den Reformern tatsächlich

gelingen, die Fehlerquote im Schnitt zu verdoppeln. Kurz darauf, am 15. November, gibt Guratzsch im selben Blatt einen kurzen historischen Abriß der Reform und weist dabei die vielgehörte Lüge zurück, es habe ein breites Bedürfnis nach ihr gegeben. Vielmehr sei sie von einem Häuflein fanatischer Linguisten und unter Bemühung des Ost-West-Konfliktes losgetreten worden. Zeitgenössische deutschsprachige SchriftstellerInnen haben sie jedenfalls nie erbeten, wie wahrscheinlich schon hinlänglich die Latte von Namen unter der *Frankfurter Erklärung* von 1996 beweist.** Aber gerade diese Fachleute wurden nun nicht etwa in die maßgeblichen Gremien der ReformInnen gebeten. Vielleicht war die AkademikerInnenquote unter den SchriftstellerInnen noch zu niedrig.

Übrigens wird die Liste der UnterzeichnerInnen, aus alphabetischen Gründen, von Ilse Aichinger angeführt, die es allen (Schulbuch-)Verlagen ausdrücklich untersagte, ihre Texte für den Abdruck umzufrisieren. Ob sich die Verlage an dieses Verbot hielten und halten, steht auf einem anderen Blatt. Ich kann es kaum überprüfen, weil ich seit Jahrzehnten keinen Zugang mehr zu unserem Schulsystem habe. Am besten, man schafft es ab, dann erübrigt sich auch die Frage, für welche Rechtschreibfehler unsere Schulen Strafanstalten sein sollen. Der St. Galler Schullehrer Stefan Stirnemann wies 2013 auf Verfälschungen von »Klassikern« durch sogenannte renommierte Verlage hin.*** Die Stadtbücherei in Bad Dürkheim, Schwabenland, nahm im August 2015 auf Geheiß des Regierungspräsidiums eine deftige »Aussortierungsaktion« vor, bei der es nur noch erstaunt, daß die betreffenden, zu wenig gelesenen oder aber falsch geschriebenen Bücher nicht sofort auf einem Scheiterhaufen landeten. Im Zeichen des erwähnten Ost-West-Konfliktes könnte man sich hier auch an die Stalinisten erinnert fühlen, die nach jeder Kehrtwende in der Generallinie eine rückwirkende Umschreibung der Geschichtsbücher verordneten. Einige Werke brockten sich ihre Ächtung wegen ungehörlichen »Wordings« ein, weil in ihnen beispielsweise »Hexen« oder 10 oder 20 kleine »Negerlein« vorkamen. Aftershave und Wording! Das ehrt die deutsche Sprache ohne Zweifel viel mehr als ein Neger. Solche hirnrissigen Zensurmaßnahmen fördern mit der Geschichtslosigkeit und Unselbstständigkeit die Dummheit. Sie entsprechen übrigens dem bekannten Verfahren, unliebsame Parteien, zum Beispiel faschistische, zu verbieten, statt den Geist oder die Wirtschaftsweise zu bekämpfen, von denen sie getragen werden.

Wen wundert es, wenn man selbstkritische Äußerungen im Lager der BefürworterInnen und VerwalterInnen der Reform mit der Lupe suchen muß. Bernd Busemann, damals Kultusminister in Niedersachsen, räumte im August 2004 in einer amtlichen Verlautbarung ein: »Sprache und Rechtschreibung sind etwas Fließendes, das man dem Volk nicht mit einem politischen Beschluss verordnen kann.« Er tat es immerhin pflicht-

schuldig mit Doppel-s. Johanna Wanka, damals Kultusministerin von Brandenburg, ließ sich Ende 2005 von *Spiegel*-Journalisten**** das Eingeständnis abringen: »Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.« Hans Zehetmair, damals bayerischer Kultusminister, machte sich kürzlich, in der *Zeit* 31/2015, sogar persönliche Vorwürfe. »Die Nation wäre nicht zerbrochen, wenn wir nichts gemacht hätten. Wir hatten und wir haben drängendere Probleme.« Doch das sind Ausnahmen. Am 16. November 2015 wies Albrecht Müller auf seinen *NachDenkSeiten* auf den Triumph der Tendenz in unseren westlichen »Demokratien« hin, weder für wichtige Entscheidungen breite Zustimmung zu suchen noch die sich häufenden Fehlentscheidungen in wichtigen Fragen auch nur ansatzweise zu kritisieren, nachdem sie sich als Schlag ins Wasser erwiesen haben, oder gar ihre TrägerInnen zu bestrafen. Ich glaube jedoch, Müller macht sich noch Illusionen. Wenn er hier von »Fehlentscheidungen« spricht, liegt er falsch. Noch nie haben Herrschende zuungunsten des Volkes »Fehler« gemacht. Sie machen dies alles absichtlich. Riester wußte, wen er mit seiner Rente füttert, und Schröder/Fischer wußten, warum der Balkan mit Bomben zertrümmert werden muß. Wer von ihnen Selbstkritiken und Korrekturen erwartet, macht den Bock zum Gärtner. Und die Schafe schauen zu diesem Gärtner empor.

Sind wir schon bei Fehlern, möchte ich die Bemerkung wagen, auch so manche GegnerInnen der Rechtschreibreform waren und sind nicht gegen sie gefeit. So berufen sie sich auffällig oft auf die »Logik«. Friedrich Georg Jünger (*Sprache und Denken*, 1962) hat mir dagegen schon vor Jahren eingebläut, Sprache habe keine Logik. Vielmehr sei sie ein Gebilde, das alle Logik, alle Exaktheit und alle Widersprüche umfaßt. Weit davon entfernt, sie zu beseitigen, hilft sie »lediglich«, die Widersprüche aufzudecken. Wahr sind die Phänomene, nie dagegen ihre Namen. Eine Unterbindung mag etwas mit Fesselung zu tun haben; sie kann jedoch genauso gut oben stattfinden. Drei Jahrzehnte, und wir fänden die Oberbindung normal. Gewisse bellende Vierbeiner statt dog oder Matz Hund zu nennen, ist weder natürlich noch logisch oder unlogisch. Es verdankt sich vielmehr einer willkürlichen, wenn auch stets gewachsenen gesellschaftlichen Übereinkunft.

Eignet aber der Sprache keine Logik, dann auch deren Schreibung nicht. Das ist nur logisch. In einer Erläuterung zum Wort »tragisch« versichert mein antiquierter *Brockhaus* (Band 22 von 1993), es bedeute u.a. »schicksalhaft«. Mein sogar noch etwas älterer *Duden* (von 1983) schreibt dieses Wort jedoch *ohne s*, nämlich »schicksalhaft«. Man könnte vermuten, der damalige *Brockhaus*-Korrektor habe auf die Analogie mit »schicksalsgläubig« oder »schicksalsschwer« vertraut – zwei Wörter, die der genannte *Duden* in der Tat *mit s* schreibt. Alle drei Wörter sind Adjektive und weisen nach dem fraglichen s

oder nicht-s einen Konsonanten auf. Aber *Duden*, der alte, schreibt sie verschieden. Nun will ich nicht ausschließen, eifrig studierte Linguisten, Grammatiker oder SprachwissenschaftlerInnen wüßten hier eine Regel oder deren Ausnahme aus dem Hut zu zaubern, die auch diese Unregelmäßigkeit »logisch« erklärt. Alle Umtriebe dieser Art halte ich allerdings für von Doktorhüten gekrönte Haarspaltereien. Für mein Empfinden handelt es sich sowohl bei der Sprache wie beim Problem ihrer Schreibung um ein derart komplexes und letztlich unbegreifliches Phänomen, daß es sterblichen Menschen niemals gelingen wird, sie auf eine Weise handhabbar zu machen, die sogar Computer und Roboter begreifen. Das teilen Sprache und Schreibung natürlich mit vielen anderen Phänomenen. Gieße ich aber beispielsweise das Wort »Klima« und meinen Hohn über die Weltreligion des 21. Jahrhunderts aus (die da *Kampf dem Klimawandel* heißt), komme ich niemals zum Ende. Oder ins Blatt.

Eine Abschweifung muß ich mir noch herausnehmen. Führte ich eben »dog oder Matz oder Hund« an – wo bleiben denn dann die Hündinnen, bitteschön? Auf meiner Webseite behauptete ich bereits 2012, es wäre um 1995 ungleich notwendiger gewesen, Tonnen an Schaffenskraft und viele Millionen DM in den Versuch zu stecken, das grammatische Defizit hinsichtlich der Rolle der Frau zu beheben oder wenigstens das Bewußtsein für dieses Defizit zu schärfen. In dieser Hinsicht herrscht bis zur Stunde tote Hose. Nie ist das im Grunde soziologische Problem der patriarchalen Durchseuchung der deutschen Sprache auch nur annähernd so rege diskutiert worden wie die sogenannte Rechtschreibreform. Aber der Wildwuchs mit allen furchtbaren Binnen-I's, Binnen-Unterstrichen oder Binnen-Löchern gedeiht, und wenn wir so weitermachen, sind wir im 22. Jahrhundert nicht bei der nächsten Weltreligion, vielmehr bei der absoluten Unlesbarkeit angekommen.

∞ Veröffentlicht 2016 im Online-Magazin *Telepolis*, leicht verbessert

* Heike Schmoll, <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kommentar-chaos-im-schreiben-und-denken-13729172.html>, 1. August 2015

** <https://home.uni-leipzig.de/horst-rothe/rechtfra.htm>

*** Just Ossietsky bringt inzwischen (Nr. 11/2022, S. 364) auch Friedensworte, die Bertolt Brecht 1952 verfaßte, in reformierter Schreibweise.

**** Jan Fleischhauer / Christoph Schmitz, »Hit und Top, Tipp und Stopp«, Nr. 1/2006:
<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45168987.html>

Nachträgliche Anmerkungen Zum eben verfluchten »Binnen-I«: Ich pflege in dieser Hinsicht einen persönlichen Kompromiß. Ich bringe das Binnen-I allenfalls in Wort-

Situationen, wo es die gewohnte Grammatik nicht geradezu vergewaltigt und den Sprachfluß nicht furchtbar hemmt, und ich bringe es keineswegs mit Vollständigkeitsdrang, vielmehr lediglich, um immer mal wieder an »das andere Geschlecht« und die offene Frage seiner grammatischen Behandlung zu erinnern. Ich sage also unter Umständen »LehrerInnen«, niemals jedoch »LinguistInnen«.

Zur eingangs angeführten Tirade Heike Schmolls gegen die quasi-preußische Ministerialmanier, in der uns die »Reform« von der Kultusbürokratie verordnet wurde, passen ergänzend ein paar Sätze des Historikers und Essayisten Friedrich Dieckmann. Um 1790, bemerkt er in seinem Buch *Deutsche Daten* von 2009, hätten sich Verleger und Autoren »auf der Basis neuster Sprachwissenschaft« auf eine vereinheitlichte Rechtschreibung geeinigt, die sich in den folgenden 200 Jahren durchgesetzt und bewährt habe. Diesem »Konsens der Zuständigen« – und nicht umgekehrt – seien die Schulen und Ämter gefolgt. Das umgekehrte, uns von den jüngsten »Reformern« zugemutete Vorgehen wäre, so Dieckmann, »nicht bei Spaniern, Franzosen oder Engländern – in keinem vergleichbaren Kulturvolk« möglich gewesen.

Aber den Deutschen, so wieder von mir, kann man ja sogar »Revolutionen« verordnen, wie uns Bismarck, Ebert und Gauck bewiesen haben.

Von Schuläden und Schuhlbüchern Ob reformiert oder nicht – unsere Rechtschreibregeln sind grundsätzlich zum Lachen. Schreibt man das eigentlich groß oder klein? Allein zum »lachen/Lachen« bringt mein dickleibiger *Duden* (von 1983) Dutzende von Unterscheidungen, die man mühsam nachschlagen und erwägen muß.* Neulich versuchte ich die Geheimnisse der je nach »Fällen« und sonstwas unterschiedlichen Beugung (= Formveränderung) von Eigenschaftswörtern, etwa »groß / größer / des großen«, zu ergründen, wobei es, laut Heringer, *Grammatik und Stil*, Ffm 1989, auch noch mal »schwache«, mal »starke« Endungen (und, im Reihungsfalle, »parallele Deklinationen«) gibt – nach zwei Stunden strich ich meine Groß- und Kleinsegel. Ich begreife es einfach nicht. Es ist die Groteske der Zivilisation, der Ausdifferenzierung, der Feinschmeckerei. Auf meiner Schweinsblaseninsel würden sie sich vor Lachen am Boden wälzen, wenn einer oder eine der Inselchronik mit solchen Spitzfindigkeiten zu Leibe rücken wollte. Für die Päpste der Rechtschreibung, führende ReformgegnerInnen eingeschlossen, meistens LehrerInnen, ist die Groteske freilich Pfründe und narzißtischer Jungbrunnen. Bei denen hat die Rechtschreibung die Stelle der »überwundenen« Religion eingenommen. Vergölte

man unseren Schülern und Schülerinnen allein die *Zeit*, die sie aufs Rechtschreiben verwenden, wären sie schon nicht mehr auf Bafög oder Hartz IV angewiesen. Nähme man auch Schadenersatz für all die Kopfschmerzen, Magenkrämpfe, Gewissensqualen hinzu, die sich der Undurchsichtigkeit der orthographischen Phänomene verdanken, hätten sie bereits das »Ruhegeld« eines Kultusministers oder doch wenigstens eines Lehrers, der mal vier Jahre im Bundestag absaß, im Sack.

Gewisse Vereinbarungen sind sicherlich unerlässlich, sonst läse der eine »Hütte«, der andere »Hüte«. Warum aber bekommt nur der Schuhladen einen sogenannten Dehnungslaut, nicht dagegen die Schule? Und aus welchem Grund sollte die Großschreibung beider Einrichtungen unerlässlich sein? Oder die sorgsame Unterscheidung zwischen »manch gutem« und »manch guten« Buch beziehungsweise Büchern, je nach Genus, Kasus, Numeri und so weiter? Oder die Pflicht, zwischen zwei durch »und« verbundenen Hauptsätzen ein Komma zu setzen? Der einzige Grund kann die Forderung nach Verständlichkeit, Klarheit sein. Oder gäbe es weitere unabdingbare Gründe? Aber ich fürchte, mit jener Forderung mischt sich sofort das Bedürfnis nach Auslegung, Abgrenzung, Profilierung, poetischer Gestaltung usw. ein. Um diese Flut einzudämmen, bedarf es dann doch wieder des Katalogs oder Kanons, gerade wie in der Rechtsprechung, die sich bekanntlich unaufhaltsam aufbläht. Wahrscheinlich ist es ein Teufelskreis.

Jedenfalls in der deutschen Sprache, die bekanntlich zu den kompliziertesten Sprachen dieses Planeten zählt. Sind die Chinesen also weniger gebildet und feinfühlig als wir Nachfahren von Kaiser Wilhelm, Max Schmeling und Angela Merkel, soll doch das Chinesische wohltuend »flexionsarm« sein? Oder als die Briten, die, soweit ich weiß, bei den meisten Wörtern und Wortarten völlig auf Beugung verzichten? Bauen wir schnell einen Beispielsatz. »Sie stellte den Krug in den Schatten eines Baumes und griff erneut zu ihrer geliebten Sense. – She placed *the* pitcher in *the* shade of *a* tree and reached for *her* beloved scythe again.« Ja, das ist natürlich ärgerlich: wählen wir der Fairneß halber auch einen »Er«, müßten wir auch im Englischen nach ihrer/seiner Sense unterscheiden, also nach dem Geschlecht der handelnden Person. Wahrscheinlich ist der Beispielsatz ohnehin zu einfach. Man (!) hätte eine Miniatur aus meinem Reigen »Vor der Natur« nehmen sollen. Ich fürchte jedoch, bei Poetischem oder Philosophischem versagen meine Englischkenntnisse. Vom Esperanto ganz zu schweigen.

Man macht sich übrigens selten klar, wie künstlich bereits das »normale« Deutsche ist. Von Hause aus gab es gar keine deutsche Sprache. Zwischen Ostsee und den südtiroler Alpen wurden vielmehr zahlreiche germanische Mundarten gesprochen, die dem jeweiligen Fremden schlicht ein Rätsel waren. Noch heute ist ja eine Verständigung zwischen

einem mecklenburgischen und einem allgäuer Bauern ohne Bemühung des »Hochdeutschen« oder eben des Englischen nahezu unmöglich. Im Zuge des Mittelalters und der anbrechenden Neuzeit wurden diese Dialekte durch das sogenannte Hochdeutsche wie durch eine frühe Dampfwalze plattgemacht. Das »durchaus künstlich konstruierte Idiom« des Hochdeutschen war ein Akt der Globalisierung und der Folter. Es führte millionen germanische SchülerInnen geradewegs in die »Hölle der Rechtschreibung und Grammatik«, wie schon einer vor bald 90 Jahren fluchte.**

Mit meinem Ausflug ins Englische hat sich auch noch die leidige Geschlechterfrage in die kurze Erörterung eingeschlichen. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde der Deutsche nicht von ihr gequält. Der Schriftsteller und Kunstkritiker Karl Scheffler erwähnt in seinem 1946 veröffentlichten Lebensrückblick *Die fetten und die mageren Jahre*, zu Zeiten Kaiser Wilhelms habe im Berliner Westend von Freitag auf Samstag »jeder fünfte Mann« das schmale braune Heft von Hardens Wochenschrift *Zukunft* in der Hand gehalten. Die emanzipierten Damen mit den kecken Pony- oder Pagenfrisuren hielten es vielleicht zwischen ihren Füßen. Im 1967 veröffentlichten Roman *Licht über weißen Felsen*, der in einem US-IndianerInnen-Reservat spielt, dürfen Farmerin Mary Booth »Ratsmann« für Ökonomie und Studentin Victoria »Dichter« werden, ohne sich den Widerspruch der Autorin Liselotte Welskopf-Henrich einzuhandeln. Sie lebte in der DDR. 1991 (Band 15) versichert der wiedervereinigte *Brockhaus* nebelhaft, Emmy Noether sei als »die bedeutendste Mathematikerin« des 20. Jahrhunderts anerkannt. Da dürfen wir rätseln, ob hier die männlichen Mathematiker schon einbezogen sind, was Noethers Bedeutung natürlich enorm erhöhte. Diesen Nebel darf sich heute zumindest in kritischen Kreisen keiner oder keine mehr leisten – und sei es, er oder sie mutierte dadurch zum Umstandskrämer oder zum steilen Zahn (Indianer- und MathematikerInnen).

∞ Verfaßt 2018

* Reformunwilligen empfehle ich alternativ Theodor Icklers in jeder Hinsicht schlankere *Normale Deutsche Rechtschreibung*, 5. Auflage St. Goar 2007

** Walther Borgius, *Die Schule – ein Frevel an der Jugend*, Berlin 1930, Teil II »Grundsätzliches«, Kapitel »Die deutsche Sprache«

Jazz richtig geschrieben Im Sommer 2006, nach 10 langen, mit zahlreichen, teils grotesken Bocksprüngen der Neuerer und erbittertem Widerstand der ReformgegnerInnen angefüllten Jahren, verkündete die Konferenz der deutschen KultusministerInnen das

angeblich endgültige Regelwerk der nun reformierten deutschen Rechtschreibung. Seitdem lese ich grundsätzlich keine Bücher mehr, die den neuen Regeln gehorsam folgen. Übrigens gelten diese »lediglich« für Schulen und Behörden. Allerdings erwecken die ReformerInnen gern den Eindruck, sie hätten mit aller Gesetzeskraft gewirkt. In Wahrheit kann bislang kein Briefeschreiber oder Medienschaffender ins Gefängnis geworfen werden, weil er hartnäckig »unreformiert« schreibt. Das kommt erst noch.

Da ich kürzlich jedoch verlässliche Angaben zum Tode des Jazzmusikers Eberhard Bauschke benötigte, erwarb ich eine 2019 bei *Reclam* erschienene, umfangreiche Geschichte des deutschen Jazz, Autor Wolfram Knauer. Und einmal gekauft, studierte ich gleich das ganze Werk. Von daher muß ich wirklich sagen, ich war erstaunt, wie schmal sich der Unterschied zwischen dessen Orthografie und der von mir gepflogenen, »alten« Rechtschreibung ausnahm. Es scheint sich genau so zu verhalten, wie es der bayerische Reformgegner Friedrich Denk und einige MitstreiterInnen bereits am 1. Oktober 1996 – obwohl ja gewisse Reform-Eskapaden erst in den folgenden Jahren noch mehrmals zurückgenommen worden sind – in einem Flugblatt feststellten: »Der Umfang der Rechtschreibreform ist lächerlich gering ... Von der ss-Regelung abgesehen, bleiben etwa 99,95 Prozent aller Buchstaben auf einer Textseite unverändert. Und dafür sollen wir über eine Milliarde DM bezahlen?«

In der Tat: Liest ein altmodischer Mensch wie ich achselzuckend über das harmlose ss-Gewimmel, voran *dass* und *muss*, hinweg, bleibt zum Ärgern kaum noch etwas übrig. Vor allem von den haarsträubenden, oft sinnentstellenden Groß- und Getrenntschreibungen (zum Beispiel *wohl bekannt*) der anfänglichen Reformzeit kann ich in Knauers Buch so gut wie keinen Zipfel entdecken. Dasselbe gilt für die Komma-Setzung. Ferner muß ich für mich unvertraute Wörter wie etwa *rau* oder *Tipp* geradezu mit der Lupe suchen. Vereinfacht gesagt, flog jene angebliche Milliarde also im wesentlichen für die Heysesche s-Schreibung (oft ss statt ß) aus dem Fenster, die sowieso immer umstritten war, falls ich mich nicht täusche.

Ein deutscher Kraut- und Rübenrat

Aufgrund dieser Lektüre dämmerte mir, es könnte inzwischen womöglich weitere Zurücknahmen durch den maßgeblichen *Rat für deutsche Rechtschreibung* oder eine vermehrte Rückkehr zu den um 2000 beliebten »Hausschreibungen« gegeben haben. Darauf deuten ja auch unübersehbare Unterschiede der Schreibung im Internet hin. So faßte ich mir ein Herz und bat *Reclam* um entsprechende Aufklärung. Die freundliche, sogar nahezu

postwendend erfolgte Antwort durch einen Lektor des in Ditzingen bei Stuttgart sitzenden Verlages bestätigte meinen Verdacht. Spätestens seit 2006 stelle »eine doch weitreichende Auflösung der einheitlichen Schreibung« das wichtigste Ergebnis der Reform dar. »Bei Groß- und Klein-, Getrennt- und Zusammenschreibung, auch Kommasetzung, wurde viel wieder freigegeben.« Angesichts dieser Situation hätten Verlage Hausregeln eingeführt. Bei *Reclam* gelte ein einfaches Prinzip: »Wenn Alternativen existieren, wählen wir die alte Rechtschreibung. Bei *Tipp* oder *rau* folgen wir der neuen Regelung, was wie bei der Heyneschen s-Schreibung unproblematisch ist, da anders als insbesondere bei der Getrennt-/Zusammenschreibung Sinndimensionen nicht tangiert sind.« Maßgeblich sei ja jetzt nicht mehr der *Duden*, sondern der bereits erwähnte *Rat für deutsche Rechtschreibung*. In kleinem Umfang habe es seit 2006 weitere Aktualisierungen gegeben, die auf dessen Website [<https://www.rechtschreibrat.com/>] dokumentiert seien. Mit freundlichen Grüßen ...

Für mein Gefühl stellt sich der *Rat* auf seiner Webseite recht anmaßend vor. Geradezu frech wird es aber, wenn er sich als »Garant für die Bewahrung der Einheitlichkeit der Rechtschreibung im deutschen Sprachraum« aufspielt – ist doch offensichtlich eher das Gegenteil der Fall, wenn die einst so straff gewünschten Zügel zunehmend gelockert werden. Damit geht die Tendenz nicht auf Vereinheitlichung, vielmehr Beliebigkeit. Laut einem 2016 verfaßten Gedenkartikel von Monika Dittrich [<https://www.goethe.de/ins/in/de/spr/mag/20802137.html>] wird die Beliebigkeit vom Germanisten Peter Schlobinski sogar als Vielfalt begrüßt. Man könne die Rechtschreibreform »jetzt mal abhaken«, habe der Hochschullehrer aus Hannover festgestellt. »Die Digitalisierung hat heute viel mehr Einfluss auf die Sprache als es die Rechtschreibreform je hatte.« Im Internet, das Schlobinski erforscht, gebe es einen ausgesprochen »experimentellen und kreativen Umgang mit Sprache«, und das sei durchaus positiv.

Das deckt sich doch wunderbar mit den jeweils maßgeschneiderten Alleingängen sogenannter Moderner LyrikerInnen oder dem persönlichen »Idiom«, das Musikwissenschaftler Knauer so an den Freejazzern schätzt. Jeder hat das Recht, am anderen vorbeizureden. Jeder darf dem anderen zeit- und nervenraubende Grübeleien darüber zumuten, was wohl mit gewissen Wortschöpfungen gemeint und beabsichtigt sei. Nach herkömmlicher Auffassung ist die Sprache allerdings der umfassendste Gemeinbesitz, den ein kapitalistisch-demokratisch verfaßtes Volk überhaupt haben kann. Er dient der Verständigung umso besser, je klarer, durchsichtiger und einheitlicher die gemeinsame Sprache ist.

Die Rettung der Staatsräson und der je persönlichen Pfründe

Neben der angeblichen Vereinfachung, die sich die ReformeInnen auf die Fahnen geschrieben hatten, scheint also auch die Vereinheitlichung den Bach hinunter zu gehen. Das verblüfft freilich wenig, wenn man sich klarmacht, welche winzige Minderheit die ReformeInnen von Beginn an darstellten. Weder von Schriftstellern noch von Eltern schulpflichtiger Kinder war je ein dringender Reformbedarf angemeldet worden. Deshalb mußten die ReformeInnen tief in die Trickkiste greifen und mit vielen Täuschungen zu Werke gehen. Ihre Unternehmung war der Handstreich eines Häufleins von Fanatikern, ja sie war eine astreine Verschwörung. Dies alles wird in zwei wichtigen kritischen Arbeiten dargelegt und auch *belegt*, die Sie gegebenenfalls nachlesen sollten. Zum einen findet sich auf der Webseite *Scribus* der sachkundige Aufsatz eines anonymen Verfassers unter dem schlichten Titel *Bemerkungen zur deutschen Rechtschreibung* [[https://wiki.scribus.net/canvas/Grunds%C3%A4tzliche Bemerkungen zur deutschen Rechtschreibung und ihrer Bedeutung f%C3%BCr dieses Wiki](https://wiki.scribus.net/canvas/Grunds%C3%A4tzliche_Bemerkungen_zur_deutschen_Rechtschreibung_und_ihrer_Bedeutung_f%C3%BCr_dieses_Wiki), Stand 2007]. Zum anderen legte Wolfgang Denk, ein Sohn des erwähnten bayerischen Reformgegners, Ende 2006 die Studie *10 Jahre Rechtschreibreform / Überlegungen zu einer Kosten-Nutzen-Analyse* vor. Mir ist eine Kopie dieser 135seitigen Münchener »Masterarbeit« freundlicherweise vom Vater geschickt worden.

Wolfgang Denks Kostenerwägungen widme ich mich im nächsten Abschnitt. Auf Seite 90 streift Denk eine zumindest streckenweise ekelhafte PR-Kampagne von Schulbuchverlagen im Jahr 1998. »Das Ganze nannte sich „Initiative für die Reform, für die Kinder“. Aus den ergreifenden Anzeigen („Der beste Grund für die Rechtschreibreform ist sechs und heißt Jan“, mit Foto vom sechsjährigen Jan) ging nicht hervor, wer sie finanzierte.« Da fallen mir unwillkürlich Steigerungen durch jüngere Werbemaßnahmen in Sachen Corona und Kriegsertüchtigung ein: Der Achtjährige wird sich leider am Tod seiner Großmutter mitschuldig fühlen, weil ihn seine Mutti nicht gegen Corona impfen ließ / Der 17jährige Gymnasiast wird in den Knast wandern, weil er einen werbenden Leutnant der Bundeswehr anpinkelte, der ihm Haß auf alle Russen einbläuen wollte.

Beide Arbeiten erwähnen nebenbei mehrere führende Reformbetreiber namentlich, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als sich in der Eskapadenzeit eine Publikation, eine hilfreiche Handreichung zur jeweils neusten Regelung aus den Fingern zu saugen und so ihren Kontostand und ihr Ansehen in Fachkreisen zu erhöhen. Sie zählten also gleichfalls zu den Nutznießern der Reform. Ansonsten waren die HauptgewinnerInnen die großen Schulbuch- und Wörterbuchverlage. Literarische Verlage traf es eher schmerzhaft, weil

ihre umfangreichen »Backlist-Bücher« (Lagerbestände) jäh entwertet waren. Für die HauptgewinnerInnen wäre eine Rücknahme der Reform, die zunehmend gefordert wurde, katastrophal gewesen. Für immer mehr reformfreudige PolitikerInnen allerdings auch, hätten sie doch ihr berüchtigtes Gesicht verloren. Auf deutschem Boden gedeiht Selbstkritik noch schlechter als Ananas. Zu den ganz dünn gesäten Ausnahmen zählt Johanna Wanka, damals Kultusministerin von Brandenburg. Sie bekannte Ende 2005 im Gespräch mit Journalisten: »Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.« Das kann von jedem im *Spiegel* Nr. 1/2006 nachgelesen werden, online hier:

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45168987.html>.

Jonglieren mit Milliarden – und Anschlägen auf der Tastatur

Was nun die volkswirtschaftlichen Kosten der Reform angeht, betont Denk jun. zunächst dreierlei. Erstens wurden sie von den Drahtziehern der Reform nie öffentlich erwogen, später dann möglichst verharmlost. Die fehlende Abschätzung beklagte der Jurist Friedrich Kretschmer vom Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) nebenbei schon sehr früh, nämlich 1993. Es half aber nichts. Zweitens sind diese Kosten keineswegs »vorbei«; sie werden sich vielmehr noch über Jahre hinweg fortsetzen. Drittens seien alle psychologischen oder moralischen (die sogenannten »intangiblen«) Kosten natürlich besonders schwer zu erfassen, da kaum in Geld oder wenigstens in Arbeitsstunden ausdrückbar. Zuletzt geht Denk zahlreiche Sparten der Kosten durch, beispielsweise für Umschulungen von erwachsenen Bürgern und selbst für den beträchtlichen Zeitverlust durch *zwei* Anschläge beim Tippen der sehr häufigen Konjunktion *dass* (statt *daß*, wegen der s-Dopplung also), und kommt schließlich auf die recht eindrucksvolle Summe von *4,74 Milliarden Euro*.

»War dieser Verlust vorhersehbar?« fragt sich Denk. Seine Antwort: durchaus. Am 1. Oktober 1996 habe ein Mitarbeiter des Börsenvereins seinem Vater Friedrich auf der Frankfurter Buchmesse im Gespräch erklärt, nach internen Schätzungen des Börsenvereins werde die Reform 12 Milliarden DM an »volkswirtschaftlichem Verlust« einfahren, also sogar rund sechs Milliarden Euro.

Ich selber muß allerdings bekennen, mir kommen solche Kosten-Nutzen-Rechnungen, wie sie Denk jun. und ein paar andere durchführen, eher müßig vor. Schließlich ist doch klar, daß bei großangelegten Unternehmungen immer auch notwendig recht hohe Kosten entstehen, und im Kapitalismus sind sie gleich dreimal oder zwölfmal so hoch,

damit leben wir seit vielen Jahrzehnten. Ungefähr die Hälfte der Kosten geht jeweils für Profite drauf. Diese kommen auch gern im Kleid von Subventionen oder Steuererleichterungen daher. Für die Beurteilung wesentlich dürfte jedoch die Sinnfrage sein. Hat eine Unternehmung Sinn, mehrt sie also die Zufriedenheit, das Glück oder wenigstens die Gesundheit der Betroffenen, wird sie von einer libertär verfaßten Zwergrepublik auch dann in Angriff genommen, wenn sie unverhältnismäßig viele Arbeitsstunden und *drei* Tastatur-Anschläge bei auf s endenden Bindewörtern verschlingt. Und diese Frage nach Sinn oder Unsinn läßt sich wohl schon über den Daumen gepeilt abschätzen, bevor die Ärmel aufgekrempt werden. Jeder, der kein Strohkopf mit Dokortitel war, konnte doch in den 1990er Jahren absehen: was diese FanatikerInnen da vorhaben, ist ein Schildbürgerstreich hoch Fünf. Das blasen wir schleunigst ab! Dafür widmen wir uns doch lieber der Frage, ob wir das Bindewort *dass/daß* in vielen Fällen *nicht überhaupt vermeiden könnten*. Darauf komme ich zurück.

Freilich wären ersatzweise auch neue Studien und Debatten über das betrübliche *Mitläufertum* denkbar, das die meisten BürgerInnen für ein rein nazistisches, von Joseph Goebbels ausgehecktes Phänomen halten. Kein Paragraf und kein Polizeiknüppel zwangen um 2002 erst die *Frankfurter Rundschau*, dann die *Junge Welt* – und bald auch sämtliche sogenannten alternativen Internet-Medien dazu, sich der neuen Reformschreibung zu beugen. Sie taten es deshalb aus freien Stücken, statt den Widerstand zu organisieren oder zu stärken. Die Vorteile des Einschwenkens erschienen ihnen einfach zu verlockend. Vor allem war es bequem. So fielen sie um, wie sie es bereits beim Jugoslawienkrieg 1999 und dann später in der sogenannten lachhaften »Pandemie« erprobt oder beibehalten hatten.

Dr. Wasserzieher rät

Was das Doppel-s der Konjunktion *daß/dass* angeht, hätte Buchautor Wolfram Knauer übrigens deren auffallende Häufigkeit in seinem 500-Seiten-Text in der Tat beträchtlich mindern können, indem er viel seltener auf sie zurückgegriffen hätte. Das ist umso bedauerlicher, als er alternative Wege zur Umgehung der *dass*-Klippe durchaus »präsent« hat, um eins seiner Lieblingsfremdwörter vorzustellen. Er weigert sich aber, dieser ihm durchaus gegenwärtigen Einsicht in die *dass*-Problematik zu vertrauen, weil er lieber dem allgegenwärtigen Anschein folgt, wonach ein ordentlicher Text das problematische Bindewort auf 10 Seiten mindestens 25 mal zu bringen habe, damit ihn auch wirklich jeder ernst nehme. Also versichert uns Knauer, »dass den Musikern klar war, dass zum Jazz mehr gehört als Rhythmus, spezielle Instrumente und eine ungewöhnliche Instrumenten-

behandlung, dass nämlich die Spannung vor allem aus den solistischen Beiträgen entspringt ...« (S. 49)

Mein radikaler Einsparungsvorschlag: *Gewiß war den Musikern klar, zum Jazz gehörten mehr als Rhythmus, spezielle Instrumente und eine ungewöhnliche Instrumentenbehandlung. Sie wußten, Spannung wird vor allem durch die solistischen Beiträge erzeugt.*

Sehr vielen »Rezipienten« scheint die häßliche *daß*-Lastigkeit unzähliger Texte allerdings kein Dorn im Auge zu sein. So will ich mich der Schützenhilfe des Sprachwissenschaftlers Dr. Ernst Wasserzieher bedienen, der uns 1920 mit einem schmalen, nicht gerade meisterhaft gebauten und geschriebenen Buch beglückte, das er *Schlechtes Deutsch* nannte. Ich besitze es in der »fünften, verbesserten Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Prof. Dr. Paul Herthum«, Verlag Ferd. Dümmler, Berlin und Bonn 1930. Darin findet sich auf Seite 26 die Behauptung, ursprünglich seien die Wörter *das* und *daß* eins gewesen; sie hätten sich erst im 16. Jahrhundert geschieden. »Ich weiß, daß er kommt lautet eigentlich: *Ich weiß das, er kommt*; durch Verschiebung der Satzpause haben sich allmählich *das* und *daß* voneinander getrennt und sind nun im Sprachbewußtsein zwei verschiedene Wörter.« Das gießt natürlich deftig Wasser auf meine Mühlen, heißt es doch, die Konjunktion *daß* sei noch vor wenigen Jahrhunderten so überflüssig wie entbehrlich gewesen. Diese Beschaffenheit darf man heute der ganzen jüngsten Rechtschreibreform bescheinigen.

Ich hoffe, Sie sind sensibel und entsprechend tangiert

Eigentlich ist mir Musikwissenschaftler Knauer durch flüssigen Satzbau und einen vergleichsweise reichhaltigen Wortschatz zunächst eher angenehm aufgefallen. Er kennt sogar das Eigenschaftswort *verpönt*, das in Deutschland so gut wie verpönt ist, weil es nie im Fernsehen erscheint. Das hindert Knauer freilich nicht daran, uns Seite für Seite mit völlig überflüssigen Fremdwörtern zu bombardieren. Ich greife als Bruchteil nur heraus: *diverse*, *faszinierend*, *quasi*, *oktroziert*, *dezidiert*, *fokussiert*, *favorisiert*. Zu seinen Rennern zählen die *Konnotationen*. Diese typisch akademische Vorliebe macht ihn mir also wieder recht *suspekt*.

Selbstverständlich ziehe ich nicht aus patriotischen, sondern aus zwei anderen Gründen gegen Fremdwörter zu Felde. Sie sind erstens unanschaulich, entsprechend undurchsichtig und wenig erhellend. Bei gestandenen AkademikerInnen ist das vielleicht nicht der Fall, aber damit kommt der zweite Gesichtspunkt. Fremdwörter sind hochnäsig,

dünkelhaft, einschüchternd. Während sie von den Eingeweihten auf Anhieb verstanden werden, bedeuten sie den anderen, wie dumm sie sind – die anderen.

Hätte jener *Reclam*-Lektor, der mir die aufschlußreichen (und nebenbei knapp und gut formulierten) Auskünfte gab, um meine Abneigung gewußt, hätte er es vielleicht vermieden, in seinem Brief von nicht tangierten Sinndimensionen zu sprechen. Tangiert heißt zum Beispiel, je nach Zusammenhang, *berührt*; Dimension *Umfang*.

Ich bat den Mann jedoch, die *Reclam*-SetzerInnen ausdrücklich lobend auf die Schultern zu klopfen, verstanden sie es doch ohne Ausnahme, in Knauers Buch die furchtbaren Einzeiler zu vermeiden, früher Hurenkinder und Schusterjungen genannt. Das hat inzwischen, soweit ich sehe, auf dem deutschen Buchmarkt großen Seltenheitswert.

Seien Sie stets neu und risikobereit

Laut Knauer (S. 180) meinte der schwedische Saxophonist Ingmar Glanzelius zu seiner Bebop- und Cool Jazz-Zeit später: »Waren wir einfach nur trendy und versuchten die neuste Mode mitzumachen? Ich weiß es wirklich nicht. Wir lebten in Göteborg und wollten besser sein als die Stockholmer, *neuer und risikobereiter* [Hervorhebung von mir]. Aber vielleicht war uns auch bewusst, dass wir Parkers Musik nie mit Saft und Kraft würden füllen können.«

Die moderne »Neuerungssucht« (Wasserzieher) des zweibeinigen Vollidioten ist nicht mehr auszurotten, und sowohl die Auswüchse jüngster U- oder E-Musik als auch die Rechtschreibreform sind ja ausgezeichnete Beispiele dafür. Der Biochemiker und nebenbei glänzende Essayist Erwin Chargaff darf wohl froh sein, wenn ihn die Rechtschreibreform nur noch anflugweise *tangieren* konnte. Vor knapp 30 Jahren brachte die *Berliner Zeitung* ein Gespräch Mathias Greffraths mit ihm (»Nichts verschwindet in der Welt«, 5./6. Juli 1997). Darin behauptet der greise Skeptiker, Ziel aller Leute, die an den Genen herum-pfuschten, sei »die Abschaffung des Todes« – und das sei »die sicherste Methode, die Spezies auszurotten«. Leitend sei die »sture Angst« des Menschen. Gegen sie wende sich überhaupt die »Sucht nach Innovation«, die im voll entfalteten Kapitalismus zu beobachten sei; »die Notwendigkeit, ständig Neues zu finden.« Das leuchtet wohl ein, steht doch vorm Tod das Altern. Dieses erscheint in erheblich milderem Licht, wenn ich mir jedes Jahr das blinkende neuste *VW-Golf*-Modell kaufe.

Insofern reichen die Wurzeln des Neuigkeitswahns sicherlich bis in die Altsteinzeit, obwohl das Rad noch gar nicht erfunden worden war. Nebenbei sollte man auch auf die »Affinität« zwischen dem postmodernen Selbsterfahrungsjazz und der sogenannten

Neuen Musik hinweisen, und Knauer tut es selbstverständlich. Ein dümmere Spartenname für die »klassischen« Zertrümmerer der Melodie und Harmonik und damit der musikalischen Gestalt war anscheinend nirgends zu haben. Sollten unsere Enkel den Zusammenbruch des Kapitalismus überleben, werden sie für die gesamte Moderne Kunst Irrenhäuser nach Art der Museen errichten. Eintritt kostenlos.

Mit solchen Ausfällen will ich keineswegs die Langweile verharmlosen. Hat einer die Ragtimes von Scott Joplin oder das Dixilandprogramm von Tuba Skinny in drei Monaten schon zum dreißigsten Mal gehört, hängen sie ihm sicherlich verständlicherweise zum Halse heraus. Was tut er also? Er steigt auf Hardbop, Free Jazz, Tannenhäherschnarren und was noch alles erfindbar sein mag um. Nur auf die Idee, vielleicht einfach mal weniger oft Musik zu hören und in die angesagten »Konzerte« zu rennen, zum Beispiel nur halb so oft, kommt er so gut wie nie. Für ihn ist Musikgenuß so »alternativlos« wie die Rechtschreibreform oder der Russenhaß. Ihm ist durchaus klar, wenn jetzt alle Welt einschneidend weniger oft Musik hören würde, bräche sofort die halbe globale Kulturindustrie zusammen. Und wer weiß, ob am Ende nicht sogar tatsächlich der ganze Kapitalismus zusammenbräche. Wer will das schon, da wir ihm doch soviel verdanken, beispielsweise die Tanzmusik und die Suchroboter. Schauen Sie zum Beispiel einmal nach Willem Breukers *Amsterdam Rhapsody Overture*, falls Sie von meinen Ausführungen überanstrengt worden sind. Es handelt sich um Titel 1 des Albums *Willem Breuker Kollektief*, 1984, rund 10 Minuten – beispielsweise hier: <https://www.youtube.com/watch?v=LonqYqBxoiM>.

Mein Papagei Schröter schimpft allerdings, vielleicht hätte man die Milliarden für immer neue Musik und Rechtschreibung besser in die Erforschung und Debatte der Frage gesteckt, was sich unter Umständen *an die Stelle* des Kapitalismus setzen ließe. Jene Irrenhäuser tun es ja nun wirklich nicht.